

Berliner Familien-Zeitung

Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auch in Monte Carlo hatte das Wiederauftauchen der Garzanti-Blase kein alltägliches Aufsehen erregt. Es hieß, auch Monsieur Blanc habe die Sicherheitsmaßnahmen des Casinos erheblich verschärfen lassen, um die gefährliche Epidemie wieder los zu machen. Das letzte Mal war es glücklicherweise nur ein Schreckensfall gewesen, als ein hoch, die organisierten Apachen Ben Carnaris hätten sich noch vor dem Eintreffen nach Monte Carlo gemacht. Aber wer hätte, daß solchen blühenden Schäften nicht eines Tages ein ernstlicher Angriff folgte. Mit Gebühre des fernen Biederparadieses wärmten die Geißelte wieder auf, monoch einmal, daß langem Jahren ein Abenteuer aus Amerika mit seiner Gattin, die mit zwei Kammern bestückt gewesen, in der stillen Nacht von Monte Carlo untergegangen sei, und unter der Drohung, das Casino in Grund und Boden zu schleien, eine Summe von vielen Goldmillionen von Monsieur Blanc erprecht haben sollte. Was dem einen mit seiner befürchteten Gattin gelungen war, um wie viel leichter war es einer ganzen Bande von raffinierten Verbrechern gemeldet, denen gegenüber bisher jede Polizei machtlos gewesen war!

Baron Albrandini bedachte: „Siebenundachtzig Steiner! Welch ein Fährnis! Siebenundachtzig Steiner!“ Er lasse das Wort wie eine Bellastete. Der Verkauf in Berlin ist unmöglich. Graf Wundt hat sich natürlich nicht unterwerfen lassen. Er kennt Berlin wie seine Westentasche.“

„Ich an Ihrer Stelle sprechen, und wenn man, wie ich, die verdrieheten Augen geschlossen hat, die dieser Mitternacht Ihnen herauf, kann man sich jetzt sagen, das Gefühl ist all right.“

„Schamlos!“ sagte die Marthe. „Ich muß sagen, daß das die peinlichste Zustimmung meines Lebens ist. Und übrigens hat die Gattin noch einen anderen Namen. Apropos, wer bürgt mir dafür, Graf, daß Sie in vierzehn Tagen von der Gefährlichkeit zurück sind?“

„Da bürgt ich selbst dafür. Selbstverständlich. Ich bin ehemaliger preussischer Gardeoffizier. Ich gehe Ihnen einfach mein Ehrenwort.“

„Geben Sie mir schon lieber die Besize, die Sie aus der Schweiz mitgebracht haben“, sagte die Marthe mit Entschiedenheit.

„Wie Sie wollen“, erwiderte der Graf freudig. „Wir haben nicht Zeit, und bei der Bedröge auszuhalten. Wenn Sie freilich den Ehrenkodex eines Gardeoffiziers kennen würden.“

„Alles kann man nicht kennen. Ich werde die Besize sorgsam hüten.“

„Wir müssen wir Ihnen tatsächlich zur Pflicht machen. Niemand darf sie sehen. Das heißt ist, Sie schließen sie sofort in einem Safe auf dem Credit Lyonnais ein. Da liegen sie bombensicher.“

„Nichtig“, sagte Baron Albrandini, der sich im Stillen freute, daß die Ranzlerin alleinig zu gutem Ende kam. „Es treibt sich ja genug gefährliche Gesellschaft hier herum.“

„Seiber!“ sagte die Marthe ganz ernsthaft. Sie zog ihren gelbglänzenden Zerkowper aus dem silberfarbenen Entouas und brachte ihre Silberlöffelchen in Ordnung. Eine Viertelstunde später überprüfte sie Mitternacht durch eine freundliche Begrüßung. Sie hatte bisher mit Siebenundachtzig geistigt.

Der Amerikaner machte sich sehr darauf, wie sehr er sich darüber freute, daß das Eis endlich gebrochen war. Jeder bekommt die Frau, die er verdient. Der Geschmach Mitter Zeddy Malsons war durchaus eine Frau, die so ausfiel wie die Marthe. Die Zeitige hier. Er lud sie sofort ein. Er schlug ihr eine Wagenpartie nach Reuilly oder dem Gap Martin vor.

„Sie zog ein Tiner unter vier Augen vor. Reuilly und das Gap liefen nicht davon.“

Nach der ersten flüchtigen Kostprobe amerikanischer Kost, die sie in großartiger Aufmachung vor. Ihre Landgüter in Apulien mußten wieder herhalten. Sie nannte schmeichelt hoch die Gemahnen und nannte zugleich ihre Siebenundachtzig. „Ich würde augenblicklich falls bis zum Einsetzen meiner Nachgelde nicht von Ihrer Seite weichen.“

„Wahrhaftig? Das ist Ihr Ernst?“

„Tag und Nacht, Mitter Malson. Wenn Sie wollen, muß das Ehrenwort einer Marthe bedeuten.“

Er schüttelte, sie mit seinen Händen verständigend, den Kopf. Er streckte fast über weiteren Worten seine große Hand über den Tisch, die in seine vorläufige Handlungsummer packte. „Fourteen days — ich werde in vierzehn Tagen glücklich. Ich das Ward absprecher!“

Er überreichte ihr ohne Einwendungen den gemünzten Scheid. Das Großgeldstück imponierte ihr. Sie fühlte, daß sie dem Namen in ihrer ersten Beurteilung unrecht getan, und daß er ein Herrgott darauf hatte, selbst einer Marthe zu gefallen.

„Diese vierzehn Tage“, sagte er, „werden im Fluge vergehen. Ich werde stehen mit Ihnen in die Berge!“

Er schmeichelte Mitter. Er wuschelte, ganz in der Einmaligkeit das Glück mit ihr zu teilen. „Lassen Sie uns steigen in die Berge!“

„Doch nicht zu Fuß?“ wandte sie ein. Für hochsteigende Programme war sie weniger.

„Ich Sie werden tragen auf meine starken Kame“, fuhr er fort. Das fand sie natürlich. Auch Poeste hatte dieser neue Freund mit dem gefährlichen Schreckbuch im Reize. Von Weibchen und Marzanne-kabinanten blieb nichts zurück, es blieb die lebenswichtige Galanterie eines Mannes, an der sich dachte sie, weniger geborene Revalier ein Mitter Malson nehmen können.

Es wurde beim der Post bei einer zweiten flüchtigen Kostprobe amerikanischer Kost. Mit dem Namensteil eines Aufses, worin die Marthe einigermassen Übung bekam. Ihre Rüste pflegten von anhaltender Hochdruckigkeit zu sein. Sie gab Mitter Zeddy Malson ihre Seele zum Wonne.

Um die gleiche Stunde trieb sich, um in erneuter Mission auf Reisen zu gehen, auch Signor Luigi Pedroni aus den Armen seiner Gattin. Die Nachrichten aus Berlin, insbesondere das Aufstehen des jungen Italieners Giuseppe Zigolo, brauchten den rechten Mann am rechten Orte. Es waren das die Worte des Präsidenten Gualio Beltri, der sofort wieder das Gewicht seiner hohen Ehrentätigkeit für Luigi Pedroni in die Waagschale geworfen hatte.

Seine Kollegen sagten nicht ohne Grund: Pedroni sieht nicht und hört nichts, aber, es ist kein Zweifel, er hat seine Karriere gemacht.“

Neuntes Kapitel

Der Bruch von Reuilly

Luigi Pedroni machte, kaum daß er auf dem Bahnhöfen Bahnhof in Berlin angekommen war, die Bekanntheit der Polizei. Allerdings anders, als er es sich vorgenommen hatte.

Er wurde nämlich verhaftet, weil er kein Wort Deutsch verstand, und auf alle Italianer hatte man ein scharfes Auge. Doch ein Mithgeiff vorlag, stellte sich auf der Wache heraus. Luigi Pedroni war zehn Minuten lang für den gehalten worden, den er zu suchen ausgehen war: für den italienischen Jüngling Giuseppe Zigolo, der bei dem Raubüberfall im Gasse Paul Fortenbachs eine so bedeutende Rolle gespielt hatte.

Luigi Pedroni wußte, daß Irrtümer vorkommen können. Was einem schwerreichen und weltbekannten Intubtrieblich in dem kleinen Monaco hatte passieren können — der ganz rätselhaftes Fall lag immer noch unauflöslich — konnte ihm, den noch niemand hier kannte, in Berlin natürlich auch passieren. Es bewies den nervösen Leberer der hiesigen Kollegen, die ihn schon noch kennen lernen würde!

Erinnert als Kollege erkannt, der den Weg über die Alpen nicht gekostet hatte, um sich ganz in den Dienst einer gemeinsamen, bremsenden Zugschlinge zu stellen, sah er sich in entgegenkommender Aberte aufgenommen. Eine Stunde nach dem kleinen Mithgeiff stand er bereits vor dem Departement, Kriminalkommissar Kirchhof, im Postgeheimamt am Alexanderplatz, der den „Fall Fortenbach“ unter sich hatte.

Die Verhandlung erfolgte auf Französisch, und Luigi Pedroni bekam einen jungen Beamten, der ihn

vor weiteren Unbilligkeiten bewahren sollte, bis er sich in Berlin wie zu Hause fühlen würde. Im übrigen mußte Kommissar Kirchhof mit Begleitern gehen, doch man die harte Luft von Carnaris, aber wie diese raffinierte Gesellschaft immer jüngere Leute heißen möge, trotz eifrigster Anstrengungen noch immer nicht getraut hatte — womit nicht gesagt sein sollte, daß nicht schon die nächste Minute die ersehnte Spur bringen könne, da sich, infolge der großen Aufregung, die der Fall hervorgerufen habe, und auf der inzwischen erhöhten Aufmerksamkeit, die die Aufspürung der Unausfindbaren, bis jetzt eine Anzahl von Leuten mit den bekanntesten wichtigen Angaben gebe, und allen diesen Angaben werde peinlich nachgegangen.

Der jüngere Beamte, Krausnick geheizen, besorgte dem italienischen Carnari-Experten zunächst ein geeignetes Quartier, wo er sich von der meisten Reize erholen könne. Herr Krausnick war nicht so vorkommlich wie sein Vorgesetzter, er meinte gar so wenig, ergriffen zu werden, hätte es die Spitzbuben nicht, das kein dreimal Geheite. Er für seine Person glaube auch noch gar nicht daran, daß es immer die selben Straftäter seien. Aber wenn sich Kommissar Kirchhof, mit Kelpst zu sagen, in etwas beruhen habe, dann sei für ihn wie ein Quellener, der sich in eine antike Pose vermannet habe.

Luigi Pedroni bemerkte, daß das der kleinere Fehler sei. Beharrlichkeit führe zum Ziel.

Worauf Herr Krausnick sagte: „Hier sind wir zunächst an unserem Ziel. Es ist eine Fremdenpension, wo Sie ungestört sind.“

Sie lag auf der Potsdamer Straße, unweit des Leipziger Platzes.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalische Wanderungen

Aus den Konzertsälen

Von M. Siegelist

Es wurde in der letzten Woche viel und mitunter auch gut von fremden und einheimischen Künstlern gelungen. Im Vestibül-Saal begrüßte man die Gattin der Hedwiga Berke und erfrachte sich wieder an der schönen metallreichen Stimme, die seit dem Vorjahre an Kraft und Fülle gewonnen hat. Auch die Aufführung hat sich vertieft; so kamen die Lieder von Brahms und Hugo Wolf zu schöner Wirkung. An gleicher Stelle stellte sich tags darauf Magdaly Molke-Soclerberg (Kritikantin) dem Berliner Publikum vor. Ein weicher, modulationsfähiger Mezzopran, mit wunderbarem Piano. Der Vortrag voll Wärme und, wo es sein muß, dramatisch belebt. Anzuerkennen war die Aussprache des deutschen Textes. Sophie Wilhelms, die deutsche und schwedische Lieder sang, und von Joh. Hörenmann begleitet wurde, bringt gutes Material mit. Doch fehlt ihrem kräftigen Sopran der letzte Schill, ebenfalls von Hörenmann begleitet, sang Berthe von Bigier (Solohün) im Brahms-Saal, für den die Stimme fast zu kraftvoll war. Das Programm wich etwas ab von dem gewohnten Schema: Schubert, Brahms, Hugo Wolf, und brachte dafür vier Lieder von Ottmar Schopf, die viel Befall fanden. Der hohe Sopran von Pette Schindl-Schmidt; meist zur Bühne hin. Ob die Stimme aber durchhält, ist abzuwarten. Jedfalls sei der Sängerin geraten, die ihr zu Gebote stehenden Mittel weise auszunutzen, ohne gleich über

das Ziel hinauszugleichen. Viel zu lernen hat dagegen noch Dora Hude. Sie besitzt einige himmelstürmische Töne von angenehmer Klangfarbe, doch fehlt vorläufig noch zu wünschen übrig. Im Blüthen-Saal sangen Alice Schiffer und Hermann Schey Lieder und Duette von Brahms. Der Sänger, glänzend disponiert, hat sich bei der Schärfe der Ausprägung der Schulfarbe, die er mit Anwesen in den Saal führt. Seine Partnerin, die er sich diesmal nicht so gut an. In den Duetten sang sie beständig unrein (Lampenfieber), und für die Zigeunersängerin (Lampenfieber) die Wärme und die langsame Lieber. Einen gewöhnlichen Abend hat dagegen Hans Hermanns Riffen seinen zahlreichen Freunden mit Art und Giechern von Gabel, Schubert, Brahms, der ihn ganz besonders gut „lag“, sowie Gershwins. Zwei leichtere Indispositionen, die der Sänger hinderte, die diese Lage ihrer herauszugeben, sang die Stimme voll und edel, und die ruhige vornehme Art des Vortragens berührte angenehm. Im Vestibül-Saal ließen sich an zwei aufeinander folgenden Abenden zwei Gesängen von gleich guten Qualitäten hören. Am Sonntag und der Höhe entzückte der Spanier Antoni Solä durch seinen weichen jugendlichen Ton und die feinsinnige Wiederbegebe besonders im Hinblick einer Sonate von Richard Strauss. Hier unvollständigen die Töne das Ohr des Hörers und ließen Raum und Zeit vergessen. Ikon von Gahd zeigt in seinem Spiel wenig Temperament, doch ist fortrettend und vertieft, hie und da zu „mischen“. Trotz alledem ein Künstler, dem man gern zuhört.

Not...

Wangen müde und grau,
Sob' ich heur' gesehen
In einem Winkel stehen
Eine hungrende Frau.

Aus dem Lumpengewand,
Ungelesen, rechte
Ist die hager gestreckte,
Schichtern bittende Hand.

Weite Augen schieren
In hestem Lebensverlangen,
Ist die Lippen fangen
Wahlgemeinobien.

Geschillen sie kümmerlich wild,
Doch im Rarm der Gassen
Ja nur die Seele erlaffen
Jenes Glends Bild.

Höheln in ihrem Arm
Die verfallen dem Grabe,
Ging ein verirrter Anseh,
Doch ihm wurde nicht wern.

Als sie blickend nahm,
Das man ihr hingelassen,
Sobem Jahre gerissen
Kenschen ohne Scham.

Über noch lange Zeit
Wer meinen Chre nah:
„Ang' mit nur einmal An“,
Ihr Song von Not und Leid...

Die größten Wälder der Erde

Die planlose und unvernünftige Weise, mit der besonders in früheren Zeiten die wertvollsten Wälder in Europa ohne jede Rücksicht auf die Fortdauer einer geordneten Forstwirtschaft abgeholzt worden sind, ist nicht nur für die Verschönerung der klimatischen Verhältnisse vieler Länder verantwortlich zu machen, sondern sie trägt auch die Schuld dran, daß es in Europa kaum noch ein Land gibt, das eigenartige Riesenzwälder aufweisen kann. Unter diesen Rausbau der Forstwirtschaft hatten auch in besonderem Grade die Wälder Nordamerikas zu leiden, wo man Jahre hindurch weitemweit in unvernünftiger Weise die Bäume niederhieb ohne genügend für den Nachwuchs zu sorgen. Innerhalb dieser sich dort noch Wälder, von außerordentlichem Umfang. So besitzt beispielsweise Kanada eine Waldfläche in einer Länge von 3780 Kilometern und einer Breite von 1600 Kilometern, die sich über die Staaten Quebec und Ontario hinzieht und sich bis zur Halbinsel Labrador erstreckt. Im schwarzen Gebiet ist es Zentralafrika, das zwischen dem Congo und den Quellen des Nil sowie des Jambeli gewaltige Wälder besitzt. Die ausgehöhlten Wälder liegen insofern in Afrika. Dort findet sich in Nordafrika zwischen den Flüssen Ob und Lena ein riesiges Waldgebiet, das eine Länge von 4800 Kilometern und eine Breite von 2700 Kilometern aufweist. Man hat es hier mit dem aussehendsten großen Wald der Erde zu tun, den man großem Teil noch nie eines Menschen Fuß betreten hat, und der noch fast völlig der Durchforschung harret.

Unvernünftige Schreier, die Wälder, Australien und die Briten. Carl Weste, Berlin-Breslau; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Landes: Heinrich Döppel, Berlin; für den Berliner Stadtteil: Paul G. Berlin-Schöneberg. Für in weitem Land eingeleitete Wälder: Uden, die Redaktion Feine Wälderwälder.

Max Mackens

